



für *ng* und von velarisiertem *l* sind auffällige Differenzen in der Hebung von [ɛ:] festzustellen (*Treener* ‚Trainer‘, *teetigen* ‚tätigen‘). Während der Anteil der gehobenen Varianten mit [ɛ:] in Süd- und Ostwestfalen bei 29-78 % liegt (im angrenzenden ostfälischen Raum sogar bei 90-100 %), ist er bei den Regiolekten im Westmünsterland und Münsterland deutlich geringer (0-16 %), die sich darin denen des nördlichen Niederrheins anschließen (6-12 %).

Im Bereich der Vokalkürzungen (bzw. des Erhalts alter Kürze gegenüber stddt. Länge) gibt es bei bestimmten Lexemen eine auffällige Differenz zwischen dem (west-)münsterländischen Regiolekt, der geringe Anteile standarddivergenter Formen aufweist, und den süd- und ostwestfälischen Regiolekten mit relativ hohen Anteilen an kurzvokalischen Realisierungen. Dies gilt z.B. für die Kurzvokale in *übbber* ‚über‘, *widder* ‚wieder‘ und *Omma* ‚Oma‘, die in Süd- und Ostwestfalen zu durchschnittlich 42 % vorkommen, im Westmünsterland und Münsterland dagegen nur zu 1,7 %.

Insgesamt ergibt sich aus den vorliegenden Beschreibungen das Bild einer relativen Homogenität der rezenten westfälischen Regiolekte, die zudem weitreichende Übereinstimmungen mit den Regiolekten des Ruhrgebiets und Niederrheins aufweisen. Systemische Unterschiede sind selten, meist handelt es sich um mehr oder weniger deutliche Differenzen in der Gebrauchshäufigkeit regiolektaler Merkmale (z.B. bei *dat*, *wat*, *et*, [ŋk] und [ɛ:] statt [ɛ:]) oder auch einzelner Lexemrealisierungen (Kürze bei *übbber*, *widder*, *Omma*). Im Vergleich mit älteren Arbeiten lässt sich darüber hinaus ein Entregionalisierungsprozess durch Abbau einzelner Varianten erkennen, der langfristig auf eine zunehmende Nivellierung zwischen benachbarten Regiolekten und zwischen Regiolekt und gesprochenem Standard hinausläuft.

4.3. Ostfälischer Raum Der ostfälische Dialektraum ist durch einen weitgehenden Dialektrückgang charakterisiert. So stellt BLUME (2000b) mit Bezug auf die Verhältnisse in der Region Braunschweig fest:

Um 1960 ist die Verdrängung des Nd. aus den ostfälischen Städten nahezu abgeschlossen. Auf vielen Dörfern hat sich das Nd. zwar bis heute halten können (in den verschiedenen Regionen des Braunschweiger Landes unterschiedlich stark), doch sinkt die Zahl der nd./hd. Zweisprachigen immer mehr. Sie gehören heute meist der Großelterngeneration an. (BLUME 2000b: 58, zu den Ursachen für den Dialektrückgang vgl. auch BLUME 2010: 141f.)

Bei der Repräsentativerhebung des Instituts für niederdeutsche Sprache von 2007 haben sich im Bundesland Niedersachsen nur noch 14 % der Befragten als „sehr gute“ oder „gute“ Dialektsprecher eingeschätzt (F. MÖLLER 2008: 32); für den ostfälischen Süden des Bundeslandes dürften die Werte wohl deutlich unter 10 % liegen. Für Sachsen-Anhalt wurde ein durchschnittlicher Wert von 5 % festgestellt. Auch wenn der elbstfälische Teil des Bundeslandes in der Magdeburger Börde noch dialektstärker ist als die brandenburgischen Landesteile (vgl. SCHÖNFELD 1991: 191-195; FÖLLNER 1995: 42-48), ist insgesamt auch in den ländlichen Regionen Ostfalens mittlerweile eine deutliche Dominanz regiolektaler Sprachausprägungen zu konstatieren.

MIHM (2000: 2115) unterscheidet auf der Grundlage der Forschungsliteratur zwei Typen der ostfälischen Regiolekte, die „braunschweigisch-hannoverische“ und die „magdeburgische“ Umgangssprache. Die Merkmale des ersten Typus lassen sich anhand der alten Stadtsprache von Hannover exemplifizieren, deren Charakteristika nicht nur in einem bekannten satirischen Text persifliert („Jäo oder Wie ein Franzose auszog, um in Hannover das ‚raanste‘ Deutsch zu lernen“ von

Theodor LESSING, 1919; vgl. BLUME 2000a: 107-110), sondern auch in Wörterbüchern (TOLL 1980) und sprachwissenschaftlichen Beiträgen beschrieben worden sind. Als besonders kennzeichnend werden hier insbesondere folgende Varianten benannt (nach BLUME 1987: 25-30; LAUF 1996: 212f.; MIHM 2000: 2115):

- 1) Zentralisierung des langen *a* zu [ə:] ([ˈjə:ɐə] ‚Jahre‘, [ˈbə:dn] ‚baden‘)
- 2) Monophthongierung von *ei* zu [a:] (*maane* ‚meine‘, *Zaat* ‚Zeit‘)
- 3) Monophthongierung von *au* zu [ɔ:] ([kɔ:ft] ‚kauft‘, [bɔ:m] ‚Baum‘)
- 4) Senkung von langem *e* zu [ɛ:] (*lägen* ‚legen‘, *Läben* ‚Leben‘)
- 5) Realisierung des *r* vor Konsonanten als [x] (*Gachten* ‚Garten‘, *docht* ‚dort‘)
- 6) *g*-Spirantisierung für die Vorsilbe *ge-* im Anlaut (*jesungen* ‚gesungen‘, *Jedicht* ‚Gedicht‘)
- 7) Erhalt bzw. Hinzufügung von auslautendem *-e*, auch als „*e saxonicum*“ bezeichnet (*junge* statt *jung*, *dolle* ‚sehr‘, *ville* ‚viel‘)
- 8) Tendenz zur Realisierung von [d, t, n, ʃ, l] „mit deutlich retroflexer Zungenposition“ (LAUF 1996: 213)

Neben diesen Merkmalen werden in der Literatur einige weitere angeführt, die eine weitere areale Verbreitung aufweisen:

- 9) alveolare Realisierung von *s* vor *t*, *p* ([stɔf] ‚Stoff‘, [ˈbaɪspi:l] ‚Beispiel‘)
- 10) Realisierung von *r* als apikaler Vibrant [r]
- 11) Affrizierung des *j* (*Djahre* ‚Jahre‘)
- 12) Gebrauch des Frikativs [s] statt der Affrikate [ts] (*Offßier* ‚Offizier‘, *strapßieren* ‚strapazieren‘, Beispiele nach TOLL 1980: 169)
- 13) Gebrauch des Frikativs [f] statt der Affrikate [pf] (*Fund* ‚Pfund‘, *Fingsten* ‚Pfungsten‘)
- 14) *g*-Spirantisierung im Auslaut (*saacht* ‚sagt‘, *leeht* ‚legt‘)
- 15) Realisierung von *ng* als [ŋk] (*Gesank* ‚Gesang‘, *gink* ‚ging‘)
- 16) Dehnung und Hebung von *i*, *u*, *ü* vor *nd* ([ki:nt] ‚Kind‘)
- 17) Hebung von langem *ä* (*Deenemark* ‚Dänemark‘, *neechste* ‚nächste‘)

18) Realisierung von auslautendem *-er* als Vollvokal [a] (*imma* ‚immer‘, *erinnan* ‚erinnern‘)

19) Kürzung von Langvokalen bzw. Erhalt alter Kürze ([nax] ‚nach‘, [tax] ‚Tag‘)

Die genannten Sprachmerkmale galten nicht nur für die Stadtsprache von Hannover, sondern auch für Braunschweig (vgl. BLUME 2010: 142-147) und das gesamte nördliche Ostfalen:

In Hannover und in Braunschweig [...] wurde 1866 und später fast dieselbe Varietät niedersächsisch-städtischen Hochdeutschs gesprochen. [...] Ganz ähnlich [...] klang bzw. klingt das niedersächsische Stadthochdeutsch auch in anderen ostfälischen Städten, etwa in Peine und Wolfenbüttel. (BLUME 1987: 23)

Nach den Beobachtungen von STELLMACHER (1999) waren viele dieser Merkmale auch im südostfälischen Göttingen verbreitet. In einer von STELLMACHER (1999: 867-870) zitierten schriftlichen Übertragung der 40 Wenkersätze durch eine Göttinger Gewährsperson werden Merkmale wie die *ei*-Monophthongierung (*kaane waaße Saafe* ‚keine weiße Seife‘), die Realisierung von *r* als [x] (*wachten* ‚warten‘), die *g*-Spirantisierung in *ge-* (*jebrochen* ‚gebrochen‘, *jenuch* ‚genug‘), der Erhalt von auslautendem [ə] (*stake* ‚stark‘, *feste* ‚fest‘, *Hause* ‚Haus‘, Dat.Sg.), der Gebrauch von [f] statt [pf] (*Feffer* ‚Pfeffer‘) und die Hebung von langem *ä* (*erzehlt* ‚erzählt‘, *Schefchen* ‚Schäffchen‘) gekennzeichnet. Offenbar handelt es sich bei diesem 1990 entstandenen Text um den Versuch eines rezenten Sprechers, eine damals sicherlich bereits historische lokale Stadtsprache zu rekonstruieren, die als eine Art neuer Dialekt betrachtet worden sein mag. Der Text enthält auch eine Variante, die in den Merkmalslisten für die Regiolekte von Hannover und Braunschweig nicht genannt wird, die über die Vorsilbe *ge-* hinausgehende *g*-Spirantisierung



im Anlaut (*chlaich* ‚gleich‘, *chute* ‚gute‘, *groß* ‚groß‘) und Inlaut (*fliegen* ‚fliegen‘, *Berje* ‚Berge‘, *Vöjel* ‚Vögel‘). Diese Merkmale (die sich auch in den Göttinger Missingsch-Texten von Ernst HONIG finden, vgl. STELLMACHER 1999: 866) und das Fehlen von Indizien für die *au*-Monophthongierung und die Senkung von langem *e* deuten darauf hin, dass die göttingische Stadtsprache bei allen Gemeinsamkeiten doch in einigen Details von der Regiolektausprägung des nördlichen Ostfalen abwich.

Neben diesen städtischen Regiolekten muss es bei Sprechern aus dem ländlichen Raum ein noch stärker niederdeutsch interferiertes Hochdeutsch gegeben haben. BLUME (2000a: 111f.) arbeitet einige Charakteristika dieser dialektnahen Sprachlage heraus, wie sie in einem dramatischen Text des Braunschweiger Lehrers Wilhelm BRANDES von 1909 der Figur eines „einfache[n], rechtschaffene[n] Bauer[n]“ in den Mund gelegt wird. Sie enthält nicht die typischen Merkmale der lokalen Stadtsprache (keine Kennzeichnung von *ei*- und *au*-Diphthongierungen in *kein*, *vorbei*, *auch*, *Traurigkeit*, keine Kennzeichnung einer veränderten Aussprache des langen *a*-Lautes in *ja*, *Zoldat*), aber zahlreiche dialektale Direktanzeigen wie das erhaltene *s* auch vor *m* und *w* (*smeißt* ‚schmeißt‘, *Swarzen* ‚Schwarzen‘), hyperkorrektes [ts] statt [s] (*Zoldat* ‚Soldat‘), *g*-Spirantisierung und niederdeutscher Vokalstand bei der Präteritalform ‚ging‘ (*vorbeijung* ‚vorbeiging‘), unverschobenes *d* und spirantisierendes *b* (*Deuwel* ‚Teufel‘), epenthetisches *d* (*einder* ‚einer‘), Svarabhaktivokal (*Koren* ‚Korn‘) usw. BLUME (2000a: 113) schließt daraus, dass es „zwei deutlich in bezug auf Stadt und Land unterscheidbare Varietäten ostfälischen Hochdeutsches um 1900“ gegeben habe.

Heute müssen beide Ausprägungen des ostfälischen Regiolekts, wie sie in den Texten des 19. und frühen 20. Jahrhunderts reflektiert werden, als verklungen gelten.

So stellt BLUME (2010) mit Bezug auf Braunschweig fest:

Der soziale Niedergang des Braunschweiger Stadthochdeutsch und sein inzwischen fast völliges Verschwinden hat sich in weniger als einem Jahrhundert vollzogen. [...] Heute ist das Braunschweiger Stadthochdeutsch, wo es überhaupt noch zu hören ist, vollends ein Stück gesunkenes Kulturgut [...]: es ist kein Ausweis mehr von Oberschichtszugehörigkeit, sondern eher das Gegenteil. Und die, die es noch sprechen, verwenden auch nicht mehr die gesamte Palette der lautlichen Charakteristika, sondern nur dieses und jenes Merkmal [...]. Die heute in Braunschweig mehrheitlich gesprochene Umgangssprache ist einerseits bedeutend standardnäher als das einstige Stadthochdeutsch, andererseits ist sie nicht mehr auf die Stadt beschränkt, sondern gilt auch weithin auf dem Lande. Leuten unter 50 hört man heute selten noch an, ob sie auf dem Dorf oder in der Stadt leben. (BLUME 2010: 150)

BLUMES Einschätzung lässt sich durch Untersuchungen zur hannoverschen Stadtsprache stützen. Wie anhand einer Analyse von Aufnahmen aus dem PFEFFER-Korpus gezeigt werden konnte, sind die hannoverschen Kernmerkmale 1961 noch bei Vertretern der älteren Generation nachweisbar, während sie bei jüngeren Gewährspersonen bereits rückläufig sind (vgl. ELMENTALER 2012b: 108f.). Auch die in den „Proben deutscher Umgangssprache“ (1975) transkribierte 37jährige Sprecherin aus Hannover (PFEFFER-Korpus Sigle PF0214) verwendet nur noch einen Teil dieser Merkmale oder gebraucht sie in einer der Standardaussprache angenäherten phonetischen Realisierung (vgl. SPERLBAUM 1975: 80-83 und die Analyse bei STELLMACHER 1981: 28-30). So wird statt stdt. [ai] nicht, wie in der alten Stadtsprache, der Monophthong [a:], sondern eine diphthongoide Variante mit einer dominanten ersten und einer schwächer und sehr offen artikulierten zweiten Komponente (im Transkript als [a•] wiedergegeben) verwendet. Auch in der Aufnahme des KÖNIG-Korpus von 1975/76 sind die hannovertypischen Merkmale nur noch schwach belegt, und die Analyse

der rezenten Sprachprobe (Frühjahr 2010) einer jungen Sprecherin aus Hannover ergibt ein noch weiter eingeschränktes Variantenprofil, das nur noch wenige, auch überregional verbreitete Merkmale aufweist (ELMENTALER 2012b: 109-111). Hier ist eine Sprachlage erreicht, in der, wie bereits BLUME (1987: 31) prognostizierte, das Niederdeutsche und die alten regionalen Stadtsprachen „nur noch in den indirekten Spuren ihrer Substratexistenz weiterleben: als leichte lokale phonetische oder lexikalische Färbung des gesprochenen Standarddeutsch, nur für den Kenner hörbar an einigen Wörtern und an einem unnachahmbaren Timbre“.

Auch bei den im Rahmen des SiN-Projekts aufgenommenen Gewährspersonen aus den nordostfälischen Orten Leiferde und Hermannsburg (nördlich von Hannover und Braunschweig) lassen sich die für diesen Raum angeführten Kernmerkmale nicht mehr nachweisen. Von den überregionalen Varianten treten u.a. die Hebung von langem *ä*, die Ersetzung von [pf] durch [f] und die *g*-Spirantisierung im Auslaut in hoher Frequenz, Kurzvokale statt standarddeutscher Länge und die Realisierung von *ng* als [ŋk] in mittlerer Frequenz (20-40 %) auf. Die alveolare Realisierung von *s* vor *t*, *p* ist auch hier – wie in den anderen Regionen – kaum noch nachweisbar; der Gebrauch des Frikativs [s] statt der Affrikate [ts] und die Realisierung von *r* als apikaler Vibrant sind nicht mehr belegt. Für das südostfälische Adelebsen (bei Göttingen) gilt im Wesentlichen das gleiche Merkmalsprofil, allerdings ist hier (mit geringen Werten von 5-11 %) auch die *g*-Spirantisierung im Wort- und Morphemanlaut belegt.

Der zweite, von MIHM (2000) als „magdeburgisch“ bezeichnete Regiolekttypus wurde bereits früh als Sprachausprägung charakterisiert, die sich von den Regiolekten im heutigen Niedersachsen unterscheidet. Nach LOEWE (1888: 19f.) wurde in der Stadt Magdeburg

bereits „in den 1830er Jahren“ das elbostfälische Niederdeutsch durch eine hochdeutsche Stadtsprache abgelöst, ein Prozess, der sich von dort aus auch auf das Umland ausgebreitet habe (vgl. auch SCHÖNFELD 1982: 239). Diese Stadtsprache liegt im Einflussbereich des östlich und nördlich angrenzenden brandenburgischen Raumes und weist einige gemeinsame Merkmale mit den dortigen Regiolekten auf, die für die westlicheren Regiolekte auf ostfälischer Grundlage untypisch sind:

- 1) Erhalt von unverschobenem *t* in *wat* ‚was‘, *dat* ‚das‘
- 2) Lexemgebundener Erhalt von unverschobenem *d* im Anlaut (*Dochter* ‚Tochter‘, *dausent* ‚tausend‘)
- 3) Lexemgebundener Erhalt von unverschobenem *p* für stddt. *pf* (*Appel* ‚Apfel‘, *Kopp* ‚Kopf‘, *Zappen* ‚Zapfen‘)
- 4) Lexemgebundene Monophthongierung von *ei* aus wgerm. *ai* (*keener* ‚keiner‘, *kleen* ‚klein‘, *Been* ‚Bein‘)
- 5) Lexemgebundene Monophthongierung von *au* aus wgerm. *au* (*ooch* ‚auch‘, *loofen* ‚laufen‘, *Boom* ‚Baum‘) und der entsprechenden Umlautformen (mit Entrundung: *dreemen* ‚träumen‘, *leeft* ‚läuft‘, *Beeme* ‚Bäume‘)
- 6) Entrundung von *û*, *ô* sowie *äu* aus wgerm. *û*/*iu* (*Hiete* ‚Hüte‘, *innwer* ‚über‘, *jreeßer* ‚größer‘, *Leite* ‚Leute‘, *Heiser* ‚Häuser‘)

Hinzu kommen Merkmale wie die *g*-Spirantisierung, der Gebrauch von Frikativ [f] statt [pf] und [s] statt [ts] oder die Velarisierung von langem *a*. Für die Zeit um 1800 geht SCHÖNFELD (1982: 237) davon aus, dass dieser Regiolekt auch über die Stadtgrenzen von Magdeburg hinaus verbreitet war. Hierbei vermutet er, ähnlich wie BLUME für den nordostfälischen Raum, dass in den ländlichen Sprachlagen „noch mehr niederdeutsche Formen enthalten [waren] als in der städtischen Umgangssprache“ (ebd.), wie sich aus Direktanzeigen in zeitgenössischen Chroniken und Kirchenrechnungen schließen lässt.

Innerhalb des SiN-Projekts wird der elbostfälische Regiolekt durch den Ort Wegeleben (bei Halberstadt) reprä-